

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 44 (1968-1969)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Zum Thema Wohnzimmer  
**Autor:** Schnitter, Beate  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1079021>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Zum Thema Wohnzimmer



er getraut sich heute noch, über die «gute Stube» nachzudenken und gar zu schreiben! Veraltetes Zeug, überwunden, abgeschafft. Nur keine sentimentalen Erinnerungen auffrischen! Der Gedanke allein an die Houssen, so nannte man die Überzüge, die über die Sonntagsstühle gestülpt wurden, um diese geschmacklosen Möbelstücke zu schonen, ist lästig, abstoßend. Vergessen.

Und doch: in der guten Stube aus der Zeit unserer Großmutter herrschte eine herrliche Ruhe, eine sonntägliche Harmonie, die den Alltag vergessen ließ. Die gute Stube nahm jeden Eintretenden in ihre Gemütlichkeit und Ausgeglichenheit auf, in ihre eigene Welt, die aus vielen Erinnerungsstücken zusammengebaut war: Bilder sprachen von der Zuneigung des Großvaters oder des Onkels für einen befreundeten Künstler, Möbelstücke für die Vorliebe der Großeltern für einen bestimmten Stil, Photographien erzählten von Reisen und von der Familie, und jedes Jahr kam etwas Neues dazu, ein Geschenk oder eine Anschaffung, die dann heftig diskutiert wurde, von den Freunden kommentiert, von der Familie akzeptiert oder auch abgelehnt. Und das alles machte eine Welt aus, in der man nicht an die Hastigkeit, das Vergängliche des beruflichen Alltags denken mußte. Die gute Stube wurde sogar bewahrt vor diesen Stürmen: sorgfältig bewahrt für Sonntage und Feste, an denen die Familie und ihre Freunde Zeit hätten, sich in Ruhe auf sich selbst zu besinnen.

Und die Houssen halfen bewahren. Vielleicht gewannen die Houssen mit der Zeit die Oberhand: die Familie ist in unseren Tagen kleiner geworden, zieht sich auf ihren Kern zurück. Die Zeit zur Besinnung ist knapp. Die Houssen bewahrten einen Lebensstil, der überholt war. Jene «gute Stube» entspricht einer Gesellschaft, die heute nicht mehr lebt. Die «gute Stube» wurde nach Großmutter's Tod aufgelöst, wohl zu recht als verstaubt bezeichnet, und leider auch gar belächelt, verpönt. Niemand denkt mehr an die Harmonie, die sie ausgestrahlt hat, damals, als sie ihren Sinn noch erfüllte.

## Der überlastete Wohnraum

Im Bestreben, die Stube wieder zu beleben, wurden ihr ganze Reihen neuer Funktionen zugeteilt: vor allem sollten die Kinder dort spielen und toben dürfen. Die Möbel sollten gebraucht werden, also praktisch und nicht einfach schön und stilvoll sein. Weil die Mutter sich in der Nähe der spielenden Kinder aufhalten muß, rückt sie mit ihren Hausarbeiten auch in die Stube neben den Sitzplatz und den Spielplatz: bügeln, nähen, flicken, das tut man heute alles in dieser Stube. Da die Mietpreise unserer neu erstellten Stadtwohnungen stets teurer werden, muß das EBzimmer aufgegeben werden. Der EBtisch wird auch in die Stube gerückt, die Laboratoriumsküche hat ja dafür keinen Platz. In einigen extremen Beispielen rückt sogar die Küchenbatterie ins Wohnzimmer.

Die Stube ist zum Wohnraum, zum größten Raum der Wohnung gewachsen. Korridore, auch der Eingangsflur, werden aufgehoben und dem dringend benötigten Platz im Wohnraum zugeschlagen. So wird im Wohnraum nicht nur gespielt, getobt, gebügelt, genäht, geflickt, gegessen, wo-



Von Beate Schnitter

möglich gekocht, fernsehgeschaut, geplaudert und gelesen und geschrieben, sondern auch noch hin und her von Zimmer zu Zimmer gegangen: der Pöstler schaut herein und die an der Tür klingelnden Außenstehenden tun es, sobald die Wohnungstür aufgeht, ob sie wollen oder nicht. Arme Hausfrau! Man sieht ihr mitten in die Unordnung hinein.

Das sei natürlich, lebendig, lehrt man uns. Die Erfahrung zeigt aber, wie unangenehm jede Frau es findet, wenn man ihr mitten in ihre eigenen Hausarbeiten hineinschaut. Arme Hausfrau! Sie muß ständig aufräumen: das Spiel- und Nähzimmer verwandeln in ein Eßzimmer für die Familie oder gar für Gäste abends, das Eßzimmer durch diskretes Abräumen nach dem Essen in eine gemütliche Stube verwandeln. Vor allem aber: arme Hausfrau: sie ist ständig ihrem Pflichtenkreis ausgeliefert. Wo sie hinschaut, wird sie dauernd an ihren Hausfrauenberuf erinnert. Sie kann sich keinen Augenblick mehr zurückziehen. Wohin sollte sie sich mit einer Freundin setzen zu einer Stunde der Aussprache? Da muß sie ja außerhalb der Wohnung zum Konditor gehen, und dort wirft man ihr vor, sie sei eine stückliverzehrende Klatschtante.

Ganz offensichtlich sind dem Wohnraum zuviele Funktionen zugeteilt worden. Das Programm für einen einzigen Raum ist überladen. Man sehnt sich wieder nach einem Näh- und einem Spielzimmer, nach einem Zimmer für die Kinder und die Hausarbeiten, wo man die unbeendete Arbeit liegen lassen kann, man sehnt sich womöglich nach einem Eßzimmer, das gelüftet wird, ohne daß es im Wohnzimmer zieht, sogar nach einem Schreib- und Lesezimmer, aber vor allem nach einem besinnlichen, gemütlichen, harmonischen Wohnzimmer, das nicht ständig aufgeräumt werden muß. Personal zum Unterhalt aller dieser Zimmer zu finden, ist vielleicht weniger das Problem: bekanntlich ist es einfacher, eine etwas größere Wohnung sauber zu halten, in der nicht ständig weggeräumt werden muß, als eine kleine, ausgeklügelte. Aber die Mietpreise zwingen uns, neu zu überdenken, welche Funktionen wir zusammenlegen und gegeneinander ausscheiden könnten, um auf beschränktem Raum doch mehr Harmonie zu erhalten und weniger nervenzermürende Konfrontationen. Da kommt uns die Küche zu Hilfe.

Es lohnt sich, einen Blick auf die Entstehung der Stube zu werfen, damit wir das Verhältnis zwischen Stube und Küche besser verstehen.

### Das «Zweifeuerhaus»

Ursprünglich spielte sich das ganze tägliche Leben in dem Raum ab, in dem sich die Feuerstelle befand: dieser Raum war Stube und Küche in einem, wie das zum Beispiel in den südlichen Alpentälern noch zur Tradition gehört.

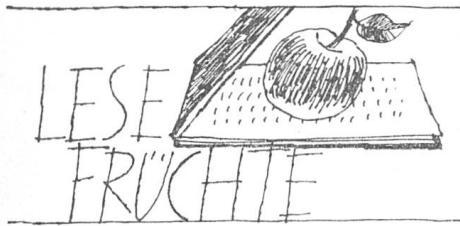
In dem Buch «Häuser und Landschaften der Schweiz» von Richard Weiss (Verlag Rentsch) können wir lesen: «Die Entstehung des Stubenofens und damit der Stube ist das umstrittenste Problem in der Geschichte der mitteleuropäischen Hausformen. Die Entwicklung der Stube zu einem rauchfreien geheizten Wohnraum wird als der entscheidende Fort-



Notre époque fixe chaque jour  
son style.

Nos yeux, malheureusement,  
ne savent pas le discerner encore.

Le Corbusier



### Wer will schon nach Kreuzlingen?

*Einem der originellsten Marktberichte von -sten (Hanns U. Christen) in der «National-Zeitung» entnehmen wir:*

Wir wollen hier einmal ganz bescheiden auf das merkwürdige System hinweisen, das die Wegweiser auf den Nationalstraßen beherrscht. Wer nicht seine Lehre bei der Post gemacht hat oder einige Generalstabskurse besuchte – der ist mit diesen Wegweisern einfach aufgeschmissen. Statt in jenen großen Linien zu informieren, die man rechtens von teuren Autobahnen für den Durchgangsverkehr erwartet, unterrichten sie einen über Ausfahrten nach kleinwinzigen, einstmals idyllischen Dörflein. Das mag die Dorfbewohner angenehm am Bauche kitzeln. Den Reisenden im raschen Wagen verwirrt es. Und es verleitet Automobilisten, die nicht über ganz starke Nerven verfügen, zu ungunstigen Reaktionen. Und dann pflegt es gelegentlich zu tschättern.

Man könnte etwa meinen, daß die Verantwortlichen Autobahnsignale in Ländern studieren würden, die Autobahnen schon bauten, als es noch billiger war. Solche Studien scheinen auch unternommen worden zu sein. Jedenfalls hat man die blaue Farbe übernommen – wo doch noch einige andere Farbtöne möglich gewesen wären. Gar nicht zu reden von lustig mehrfarbigen Mustern oder übriggebliebenen Expoplakaten. Falls die Studiengruppen aber mehr gesehen haben sollten als blau, so muß man annehmen: sie haben über die ausländische Signalisation die Köpfe geschüttelt. «Au jeemers nai!» müssen sie gesagt haben, «do kunnt me jo drust!» Und sofort beschlossen sie, eine völlig neuartige Lösung zu erfinden, die alles in

### Wohnzimmer

schrift in der Wohnkultur Mitteleuropas betrachtet. Die Stube aber hat den Stubenofen zur Voraussetzung: ohne Ofen keine Stube.» Verschiedene Theorien scheint es um die Erfindung des Ofens zu geben: die mir einleuchtendste weist auf die Tradition der römischen Heiztechnik, die in den mittelalterlichen Klosterbauten weiterlebte. Denn das «Hinterladerprinzip» des Stubenofens, sei es Kachel- oder Lehmofen, basiert ja auf der von den Römern entwickelten Beheizung mit Warmluftkanälen. «Hinterladen» bedeutet: Heizen des Ofens in einem anderen als dem zu beheizenden Raum, also «Wendung der Ofenmündung nach außen». Richard Weiss zitiert hierzu ein altes Rätsel aus dem Bernbiet: «Es isch öppis gäng i der Stube inne u tuet doch i der Chuchi ässe.»

Es wurde also Feuer gemacht in der Küche, gleichzeitig mit dem Feuermachen fürs Kochen. Das Alltagsleben spielte sich ab in der Küche, wo neben dem Herd auch der Eßtisch stand. Die mit Stubenofen beheizte Stube aber entwickelte die Wohnkultur. Hier wurde die Bibel gelesen, befand sich die Kult-Ecke, nach der sich die strenge Sitzordnung der bürgerlichen Familie richtete, hier wurden die langen Winterabende und die Sonntage an der Wärme verbracht, entspannt sich das Gespräch mit den Gästen, die natürlich in der Stube empfangen wurden, nicht in der an den Arbeitstag erinnernden Küche.

In der Stube wurde auch musiziert, wurden die «Kammer»-Instrumente versorgt, die Zither, die Geige und später das Tafelklavier. In der Stube wurden die schönen Gegenstände aufbewahrt, im eingebauten Schrank, dem Gänterli, wie es im Kanton Zürich heißt. Das Gänterli wurde aus schönem Holz geschaffen, geschnitzt, verziert, man verwahrte darin die Gläser auf und später die bemalten Fayence-Teller. In der Küche genügten Holz- und Zinnteller für den Alltagsgebrauch. Und die gehobene, würdige Stimmung der Stube wuchs zu ihrem vollen Ausdruck und beeinflusste ihrerseits die Bewohner.

Um nochmals Richard Weiss zu zitieren: «Wir erleben, wie sehr unser nördliches Gefühl von Wohnlichkeit durch die Stube bestimmt ist, und wie sehr die Wohnlichkeit der Stube vom Ofen abhängt. Vom Kerngebiet der Ofenkultur aus, zu dem die nordöstlichen Teile der Schweiz gehören, müssen wir sagen: ohne Ofen keine Stube, ohne Stube keine Häuslichkeit.»

Und wie ist es heute mit Stube und Küche bestellt, wo wir alle Räume zentral beheizen?

### Wohnküche und Wohnzimmer

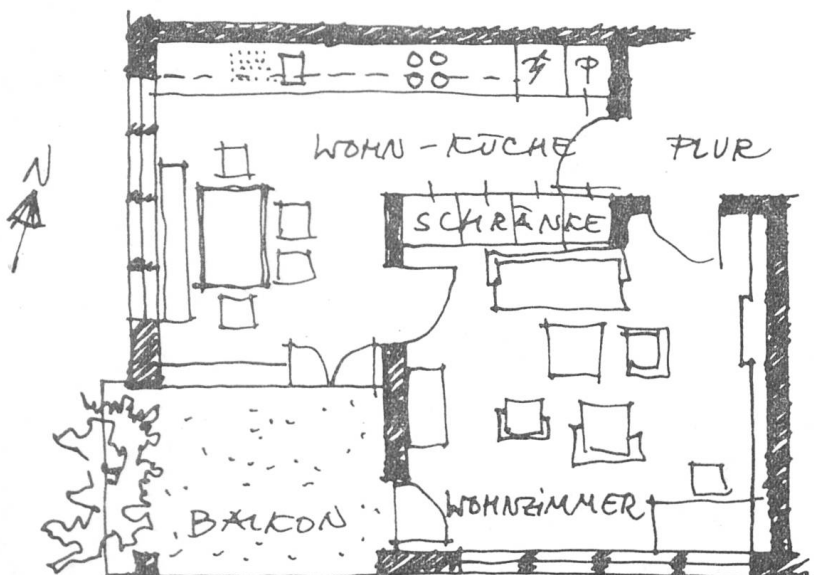
Ordnen wir also wieder neu. Ordnen wir einmal nach Bewegung und Ruhe, nach auf Äußeres, auf Arbeit gerichteten Alltag und nach Zurückgezogenheit, Geborgenheit. Wir müssen dabei unterscheiden zwischen dem Siedlungsbau und dem Einfamilienhaus. Das Einfamilienhaus kennt die Sorge um das Wohnzimmer oder die Wohnstube weniger, weil es meist für eine bestimmte Familie gebaut wird, die ihre spezifischen Eigenheiten respektiert haben will, und weil es auch das Problem der Platzknapp-

## Lesefrüchte

heit weniger kennt als die Stadtwohnung. So gibt es vorzüglich ausgedachte Einfamilienhäuser, die in einem großen Wohnraum frei unterteilt, vor Einblick geschützt, jedem Familienglied seinen Bereich ausscheiden. Schlafzimmer und dazugehörige Bäder sind natürlich fest abgetrennt. Solche «Einraumbäuser» bedingen aber viel Platz, Platz von der Größe einer Scheune, damit die einzelnen Privatbereiche sich gegenseitig nicht stören. Auch so kann das Einordnen des Einzelnen in die Gemeinschaft der Familie harmonisch sein, trotz dem einzigen Wohnzimmer.

Im Wohnblock dagegen müssen wir nach einer anderen Lösung suchen. Und hier kommt nun der Küche wieder eine große Bedeutung zu. Durch unser Umordnen nach Bewegung und Ruhe wird sie jetzt zum Arbeitsraum der Familie. Die Küche wächst, das Wohnzimmer wird wieder kleiner, ohne aber in die Verstaubtheit der spätbürgerlichen «guten Stube» zu verfallen. Ein Teil der Küche wird immer mehr einem Maschinensaal in Miniaturform gleichen, ausgerüstet mit allen elektrischen Apparaten, die der rationellen Erledigung der Hausarbeit dienen. Und dann wird die Küche noch einen zweiten Teil bekommen, der den praktischen Arbeitstisch aufnimmt, für die Nährarbeiten, für die Hausaufgaben und manche Spiele der Kinder. Einer solchen Wohnküche dicht angeschlossen kann das Wohnzimmer alle besinnlicheren Handlungen des Alltags aufnehmen und damit eine private Sphäre für die Familie schaffen.

Ist ein Kinderzimmer in Küchennähe und genügend groß, kann natürlich auch dort gespielt und gearbeitet werden. Nur ist dieses Schlafzimmer dann abends und vielleicht auch schon während der ersten Nachmittagsstunden blockiert, und die angefangene Nährarbeit kann nicht weitergeführt werden. Man schaut sich um nach einem weiteren Arbeitsplatz — und schon wieder ist der Wäschekorb mitsamt seinem Arbeitsgeruch im Wohnzimmer. Wichtig wäre aber vor allem, daß das Wohnzimmer von den allzu vielen Hausarbeiten entlastet würde. Dabei ist hier gewiß nicht die Meinung, das Wohnzimmer einer ästhetisierenden Repräsentation verfallen zu lassen! Im Gegenteil: persönlich soll die Stimmung



sich vereint: Undeutlichkeit, Lokalpatriotismus, Information über milchwirtschaftlich wichtige Käseidörfer und militärische Geheimhaltung der Lage größerer Orte.

Im Thurgau ist man gut schweizerisch gesinnt, man hat sich gesagt: wenn die Signalisation in der Schweiz schon so blöd ist, dann wollen wir auch so eine Signalisation haben. Und wer von nun an irgendeine Straße benutzt, die nach Kreuzlingen führt, dem sagen die Wegweiser nicht mehr: Kreuzlingen. Sie sagen ihm jetzt: Konstanz.

Zunächst ist man natürlich entrüstet. Was würden wohl die Einwohner von Riehen, das auch nicht viel größer ist als Kreuzlingen, sagen, wenn auf den Wegweisern nicht mehr «Riehen» stände, sondern «Lörrach»? Man kann sich genau vorstellen, was. Aber drucken kann man's nicht. Jedenfalls nicht in einer Zeitung, die gelegentlich auch von ehrbaren Leuten gelesen wird.

Dann aber fällt einem ein: die Thurgauer Behörden haben da nichts anderes getan, als was in unterentwickelten Ländern längst üblich ist. Meinen Sie, verehrte Leser, daß etwa ein Bäcker im tiefsten Andalusien an seinem Laden anschreibt «Bäckerei»? Einen Dreck tut er. Wer im Dorf wohnt, der weiß von Kindesbeinen an, daß das eine Bäckerei ist. Und wer von auswärts kommt, kann ja fragen. So hat man's jetzt mit Kreuzlingen gemacht. Den Kreuzlingern braucht man nicht mitzuteilen, wie sie fahren müssen, um ihre schöne Stadt zu erreichen. Den Auswärtigen auch nicht, denn wenn die ums Verroden nach Kreuzlingen wollen, so sollen sie sich auf der Landkarte orientieren. Daran haben sie sich ja in der Schweiz ohnehin gewöhnt, sofern sie Nationalstraßen fahren. Ausländer aber, die von der Schweiz aus nach Kreuzlingen fahren — ihretwegen braucht man nicht «Kreuzlingen» auf die Wegweiser zu schreiben. Denn die sind sowieso auf dem Rückweg aus den Ferien, und drum haben sie kein Geld mehr. Je rascher die in Konstanz sind, desto besser.

## Lese Früchte

Wer aber will überhaupt aus der Schweiz nach Kreuzlingen? Wir meinen: die Thurgauer Behörden haben ganz richtig den Trend erkannt. Welcher Buchhalter, der die veruntreuten Beträge im Kasino vermehren will, möchte nach Kreuzlingen? Dort hat's keines. Welcher Sexhungrige, der das große Erlebnis sucht, sucht's in Kreuzlingen? Sie haben's erraten: keiner. Denn die wollen alle nach Konstanz. Also die Thurgauer Behörden haben das ganz richtig erkannt.

Daß Kreuzlingen von den Wegweisern verschwunden ist, hat aber noch andere positive Folgen. Eine Zeitlang werden nun nur noch Leute nach Kreuzlingen kommen, die wirklich dorthin wollen, weil sie einen triftigen Grund dafür haben. Man wird in Kreuzlingen also viel mehr unter Freunden sein als bisher, und das ist doch gewiß angenehm. Bald aber wird ein ungeahnter Touristenstrom nach Kreuzlingen einsetzen. Denn nicht wahr: alles Mysteriöse, Verborgene, Dunkle zieht die Leute magisch und unwiderstehlich an! Wenn man Kreuzlingen nicht mehr auf den Wegweisern findet, so wird es zur Verschwundenen Stadt – und welche Attraktion übt so etwas auf die Touristen aus! Man denke an die Heerscharen, die jährlich nach verschwundenen Städten wie Les Baux de Provence oder nach Pompeji ziehen und dort ihr Geld liegenlassen! Nicht mehr lange wird es gehen, und die berühmte Edition Tchou wird unter ihren Guides Noirs auch einen Band «Guide de Kreuzlingen Mystérieux» publizieren. Und dann, liebe Freunde in Kreuzlingen, dann habt Ihr eure Rache. Dann werdet Ihr nicht mehr von den Behörden in Frauenfeld abhängig sein. Dann wird es vielmehr heißen: «Frauenfeld? Ach ja, das ist so ein kleiner Marktflöckchen auf dem Wege von der Metropole Zürich nach dem verborgenen Kreuzlingen!». Und niemand wird überhaupt noch den Namen Kreuzlingen aussprechen können, ohne daß ihm (oder ihr) der kalte Schauer des Geheimnisvollen den Rücken hinunterläuft. ■

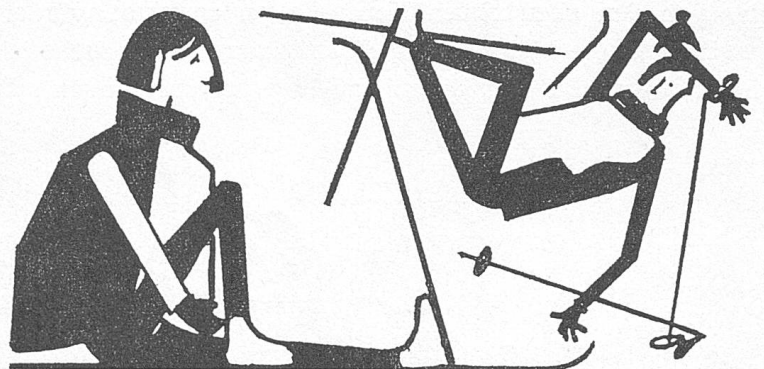
## Wohnzimmer

darin sein, sie soll erzählen von der Eigenständigkeit dieser darin wohnenden Familie und dabei lebendig sein und einladend. Entspannend soll es wirken, ein Ort der Erholung von der aufreibenden Anspannung des Alltags soll es sein.

In Ländern, in denen die Wohnungsknappheit als Kriegsfolge oder wegen überstürzten Städtewachstums noch größer ist als bei uns, müssen wieder andere Lösungen gesucht werden. Da gibt es ein Beispiel aus Warschau: Wohnungen mit sogenanntem «offenem Wohnungsgrundriß», das heißt nur Küche und Bad sind mit festgemauerten Wänden abgetrennt. Die Trennwände der übrigen Zimmer bleiben verstellbar — teilweise sind es gleich Schrankwände mit eingebauten, abklappbaren Betten —, um die kleine Wohnfläche in Schlafkojen von Minimalgröße entsprechend der Zahl der Familienglieder einteilen zu können. So wird aus dem kärglichen Rest der Wohnfläche noch ein möglichst großes Wohnzimmer herausgeschunden.

Bei uns hat die Lösung, die Arbeit und Erholung wieder trennt und das erste der Küche, das zweite dem Wohnzimmer zuweist, einige Aussichten, sich in Zukunft durchzusetzen. In den Wettbewerben für kommunalen Siedlungsbau werden größere Küchen als bisher und ein geschlossenes Wohnzimmer empfohlen. Bereits existieren verschiedene Beispiele, welche die Arbeits- oder Wohnküche verwirklicht haben. Diese Wohnküche wird all jenen Frauen, die gern ein jederzeit behagliches und einladend aufgeräumtes Zimmer haben, eine große Erleichterung bringen. ■

## Skifahrer können haftpflichtig werden. Das kann viel kosten.



### Sind Sie versichert?

Senden Sie mir Unterlagen über die Privat-Haftpflichtversicherung

einsenden an:

Name \_\_\_\_\_

Plz., Ort \_\_\_\_\_

Adresse \_\_\_\_\_

**ALTSTADT**  
Versicherungs-Aktiengesellschaft

Postfach  
8040 Zürich